



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mittelniederdeutsche Fastnachtspiele

Seelmann, Wilhelm

Neumünster, 1931

Böse Frauen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-68028](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-68028)

Fastnachtspiele im allgemeinen und die lübischen insbesondere.

Ein den meisten Stücken dieses Bandes gemeinsamer Zug ist, daß in ihnen gebrochene Reime, auch Stichreime genannt, durchgeführt sind, d. h. es reimt in ihnen, außer beim Auftritt oder Abgang einzelner Personen, stets der letzte Vers jeder Rede mit dem ersten der Antwort. Hieraus hat zuerst Rachel¹ (dem die gleiche Erscheinung in dem von Schönemann herausgegebenen mnd. 'Sündenfall' und in Waldis' 'Verlorenem Sohn' unbekannt war) mit dem Bemerkten hingewiesen, daß vor Hans Sachs die Reimbrechung nur bei Hans Folz und in einigen Fastnachtspielen unbekannter Verfasser zu finden sei². In seiner ausführlichen Würdigung der mnd. Spiele urteilt er, daß die 'Bösen Frauen' wegen ihrer wirklich dramatischen Anlage weit über den hochdeutschen Fastnachtspielen stehen, und von der 'Burenbedregerie' gelte dasselbe in Bezug auf Ton und Sprache.

Böse Frauen.

Das Fastnachtspiel 'Wie man böse Frauen fromm machen kann' hat, wie schon sein Titel zeigt, denselben Gegenstand zum Vorwurfe, wie Shakespeares Zähmung der Widerspenstigen. Hiervon abgesehen ist kaum eine Ähnlichkeit des Stoffes in beiden Dramen vorhanden, trotzdem sich nachweisen läßt, daß eine der Quellen Shakespeares der Gestaltung des Stoffes, die der niederdeutsche Dichter vorfand, nahe verwandt und sehr ähnlich war.

¹ Rachel, Reimbrechung und Dreireim. Einladungsschrift des Gymnasiums. Freiberg 1870. S. 13 ff., 20 f.

² Vgl. auch 'Max Herrmann, Stichreim und Dreireim' in den 'Hans Sachs-Forschungen. Festschrift, hrg. von A. L. Stiefel (1894)', S. 407 ff. (Minor im Euphorion 3, 692. 4, 210 ff., beschränkt sich auf H. Sachs.)

Der Schauplatz des Fastnachtspiels ist ein Landbau treibendes Städtchen, die Handlung folgende.

Henneke und Alheit sind junge Eheleute, die nicht begreifen können, wie ein ihnen befreundetes Ehepaar in ewigem Hader miteinander lebt, Henneke würde lieber tot sein, als in gleicher Weise sein Leben verbringen zu müssen, Alheit ist bestrebt, immer den Willen ihres guten Mannes zu erfüllen. Als Alheit ihre Mutter besucht, findet diese das Aussehen ihrer Tochter nicht gut, gewiß sei sie von ihrem Manne geschlagen worden. Die Tochter erwidert, sie habe keinen Grund, sich über ihren Mann zu beklagen und gebe diesem auch keinen Anlaß, unzufrieden zu sein, sie wasche, sie melke, sie gebe sich Mühe, alles ihrem Manne recht zu machen. Die Mutter ist entsetzt über die grobe Arbeit, welche ihre Tochter zu verrichten habe, das würde diese bei ihrem zarten Körper nicht lange aushalten können. Sie habe es ganz anders mit ihrem Manne angefangen, so lange habe sie mit ihm gezankt, bis er die ganze Arbeit in Haus und Hof selbst getan hätte. Während er Haus und Vieh besorgt habe, habe sie ihre Gvatternbesuche gemacht. Mit Sammet besetzte Kleider, rote Schuhe, goldene Ringe und anderen Zierrat solle ihre Tochter tragen; wenn ihr Mann falsch werde, solle sie noch zehnmal mehr zanken. Ihre Tochter läßt sich aufhetzen, sie macht ihrem Manne das Haus zur Hölle, und es gelingt diesem in keiner Weise, seine Frau nachgiebig zu stimmen. Er klagt sein Leid seinem Gvatter Alert, dieser weiß aus eigener Erfahrung Rat. Gewiß habe seine doch früher verständige Frau, wie das wohl vorkomme, einen Anfall von einer Art Tollheit, dem Schrull, bekommen; er kenne einen erfahrenen Arzt, der diese Krankheit zu heilen verstehe. Sie gehen beide zu dem Arzte, und in der Tat ersieht dieser aus dem Harn, der ihm gebracht wird, daß der Frau durch die Schuld eines bösen Weibes ein giftiger Wind eingeblasen sei; das

Gift habe sich bereits über den ganzen Körper verbreitet und sei nur zu entfernen, wenn die Frau tüchtig durchgebläut und mit Asche eingerieben in eine frische Pferdehaut eingewickelt werde, diese würde das Gift dann aus dem Körper an sich ziehen. Henneke und Alert wollen tun, was der Arzt vorgeschrieben hat, doch sie finden bei der Frau deren Mutter und Freundin, die sich bei einem Glase Bier gütlich tun, und müssen vor den vereinigten Frauen schmählich die Flucht ergreifen. Jammernd rufen sie den Arzt selbst herbei, mit seiner Hilfe gelingt es, die Frau zu bändigen und in die Pferdehaut zu bringen. Erst wütet, dann jammert und wehklagt sie, bald bittet sie um Befreiung von der Pferdehaut und verspricht ihrem Manne, der mit einigem Mitgefühl die harte Kur des Arztes ansieht und ihr gütlich zuspricht, Besserung. Da meint Gevatter Alert, daß die Krankheit sich gebrochen habe, die Frau wird aus der Haut herausgenommen und gelobt ihrem Manne, ihm immer gehorsam sein zu wollen.

Der niederdeutsche Dichter hat die Fabel seines Stückes vielleicht frei gestaltet, aber sicher nicht frei erfunden. Das zeigt die Vergleichung mit dem im Jahre 1582 in niederrheinischer Mundart verfaßten Schauspiel *'Das New Morgens Fell. Durch Martin Schmidder. Berlin 1585'*¹. In diesem tritt gleichfalls die böse Schwiegermutter auf, welche ihre Tochter anleitet, den Gatten unter den Pantoffel zu bringen, gleichwie sie selbst es einst mit ihrem Vater gemacht habe. Ein guter Freund ihres Schwiegersohnes lehrt jedoch diesen die Kunst, seine böse Sieben zu zähmen.

¹ Vgl. Bolte, Nd. Korrespondenzblatt 8, S. 43. *Morgensfell* bedeutet 'Mohrchens Fell'. Mohr war für schwarze Pferde ein gewohnter Name, vgl. Kalff, Nd. Jahrb. 11, 144.

Ich weiß gutt kunst zu dissen dingen
Wie das du dein Fraw soldt beschwingen,
An vielen ist die kunst bewehrt
Welchen ich sey auch han gelehrt
Dieselbigen wissen mirs grossen dank.

Er rät ihm, seiner Frau, sobald sie sich widerspänstig zeige, im Keller Hände und Füße zu binden, sie vollständig zu entkleiden und so lange mit Rutenstreichen zu züchtigen, bis ihr der rote Schweiß ausbricht, dann soll er sie mit Salz einreiben, in eine frische Pferdehaut einwickeln und liegen lassen, bis sie von ihrer Bosheit bekehrt ist. Der Mann führt dann diesen Rat mit gutem Erfolge aus.

Schmidder, der sein Spiel zu einer kunstgerechten Schulkomödie gestaltet und vieles gelehrte Beiwerk hineingearbeitet hat, gibt die im niederdeutschen Fastnachtspiel ausgeführte Fabel nur in einzelnen, wenn auch für die Entwicklung seiner Handlung wesentlichen Szenen. Wörtliche Anklänge bietet er vielleicht nur zufällig, z. B. wenn er die Schwiegermutter von ihrem Manne sagen läßt [E III]

Den zempt ich, was ein gutt Herman.
Der thet was ich von jhm begert
Die schussellen wusch, die däll außkehrt
Er kicken nit gen meinen will
Von groben werck span manche spill
Er melck die Kuhe, die Hörner tasten
Vnnd wandt mein garn auch in der fasten
Er stocht das feuhr, scheidt auff die aschen
Er mach den loug vnndt halff mir wessen
Er hackt das möß, vnnd spreidt die Bett
Kurtz ab, er thet wie ichs gern hett.

Schmidders Quelle war ein gedrucktes Gedicht, das Büchlein Morgens Fell, wie er selbst in seinem Vorwort angibt.

Ich bitt wilt mir zur schand nit keren
Das han zum Ehestands Nutz vnnnd Ehren
Das Büchlein Morgens Fell genannt
In ein kürtzweilig Spill gewandt,
Auch etlich verß da ausgelehn,
Die mir zur sach hatt woll gediendt.

Schmidders Quelle, das Büchlein Morgens Fell, ist jedenfalls nicht ein Druck des von Hans Ramminger verfaßten Gedichtes *'vom Ritter mit der Rosshaut'*¹ gewesen, in welchem erzählt wird, wie eine hoffärtige Frau ihren nicht sehr reichen Mann ständig quält, daß er ihr Kleider, wie sie die Herzogin trägt, schenken solle. Als er ihr ein Gewand für hundert Pfund hat versprechen müssen, läßt er ein Pferd, das er um diesen Preis gekauft hatte, töten und zwingt seine Frau, mit der Haut desselben bekleidet ihren Kirchgang zu tun, sie so auf immer von ihrer Hoffahrt heilend. Diese Erzählung hat mit der Fabel der beiden Dramen gemeinsam, daß eine widerspänstige Frau von ihrem Manne mit Hilfe einer Roßhaut gebessert wird, in allem übrigen weicht sie ab. Entfernt verwandt sind beide Fassungen wohl ohne Zweifel, wahrscheinlich gehen beide auf eine ältere Fassung zurück, der Rammingers Erzählung ähnlicher sein mag, als die Fabel des Schmidderschen Dramas. Denn daß mit einer Roßhaut eine hoffärtige Frau bekleidet wird, liegt näher, als daß gerade eine Roßhaut für eine Widerspänstige als Straf- und Besserungsmittel verwendet wird.

Der Beweis, daß Schmidder seinen Stoff von einer Quelle übernommen hat, ohne einen wesentlichen Zug der Erzählung zu ändern, läßt sich führen, auch ohne daß das Büchlein Morgens Fell wieder aufgefunden wird. Eine englische, Mitte und Ende des 16. Jahrhunderts gedruckte, und Shakespeare, wie die Zähmung der Wider-

¹ Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, S. 201 ff.

spänstigen zeigt, bekannte Ballade *'A Merry Jest of a Shrew and Curst Wife lapped in Morel's Skin for her good behaviour'*¹ bietet dieselbe Erzählung in einer der Schmidderschen so ähnlichen Gestaltung, daß die Möglichkeit, Schmidder habe den ihm überlieferten Stoff geändert, ausgeschlossen ist, und man annehmen muß, daß die englische Ballade und das deutsche Gedicht Morgens Fell in sehr naher Verwandtschaft zueinander stehen, vielleicht ist die Ballade die Übersetzung und Umarbeitung eines deutschen Gedichtes. Wenigstens scheint der Stoff in Deutschland früher als in England Verbreitung gefunden zu haben.

Auch in der englischen Ballade ist es die Schwiegermutter, deren Rat und Vorbild die Tochter zur Widerspänstigkeit leitet, doch schon, als diese noch junges Mädchen war. Verheiratet läßt sie Mann und Dienstboten ihr unwirsches Wesen hart empfinden, sie schmäht den Mann, daß er arm sei, sie verweigert ihm Trunk und Speise, sie verlangt, daß er ihren Weisungen sich füge. So treibt sie ihn zu einem außerordentlichen Mittel, sich Geltung zu verschaffen. Er läßt seinen alten Gaul Morel töten und dessen Haut einsalzen. Dann schleppt er seine Frau in den Keller, schließt diesen ab, entkleidet sie mit Gewalt, schlägt sie blutrünstig und wickelt sie in die eingesalzene Roßhaut. Vor Schmerz will sie vergehen, sie erkennt ihr Unrecht an und verspricht ihrem Manne von nun an Gehorsam.

¹ Abgedruckt nach einem jüngeren Druck in Uttersons *Early english poems* (1817); nach einem älteren Druck in *The old Taming of a Shrew* ed. by Th. Amyot. London 1844. 8°. S. 53—91. *Remains of the Early popular Poetry of England*, collected by W. C. Hazlitt. Vol. 4. London 1866. p. 177 ff. Vgl. auch Shakespeares Werke, Übersetzung, herausgegeben durch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft. 2. Aufl. Bd. 7, S. 9.

Ein niederländisches Tafelspiel 'Moorkensvel' geht gleichfalls auf das von Schmidder benutzte Büchlein 'Morgens Fell' zurück, wenn es nicht sogar mit diesem identisch ist. Wenn Moorkensvel auch nur in einem Druck von 1600 erhalten ist, wird man doch sein höheres Alter nicht bezweifeln. Ein Neudruck ist in die 'Niederdeutschen Schauspiele älterer Zeit, hrg. von Bolte und Seelmann' (Drucke IV) aufgenommen, und in der zugehörigen Einleitung ist sein Verhältnis zu den übrigen Bearbeitungen desselben Stoffes ausführlich erörtert.

Von der bei Schmidder und in der englischen Ballade sich findenden Erzählung weicht das niederdeutsche Fastnachtspiel ähnlich wie das niederländische 'Moorkensvel' besonders in einem Zuge ab, während nämlich die Roßhaut dort rohes Züchtigungsmittel ist, motiviert sie der niederdeutsche Dichter als ein auf ärztliche Vorschrift angewandtes Kurmittel, damit sie das in dem Körper verbreitete Gift heraussauge. Nötig ist zur Erläuterung zu bemerken, daß der Rat des Arztes, durch eine frische Haut aus den Wunden, welche die Frau durch Rutenschläge erhalten hat, das Gift aus dem Körper heraussaugen zu lassen, nicht von vornherein als possenhaftes Auskunftsmittel und Unsinn erscheinen darf, sondern sich auf alte volkstümliche Anschauungen gründet. So begegnet man noch heute im Volke der Vorschrift, wenn jemand durch eine Schlange gebissen sei, oder wenn er dieses oder jenes böartige Geschwür habe, das Gift durch aufgelegte frisch geschlachtete Hühner ausziehen zu lassen, bei einem Saumgeschwüre soll schon ein frisches Ei genügen. Vielleicht ist ein Überbleibsel einer ähnlichen Volksmeinung, daß das Gift, welches durch einen Hundebiß in den Körper gelange, aus diesem herausgesogen werde, wenn man die Haare des Hundes auf die Wunde lege. Die Haare müssen aber frisch sein, man darf den Hund nicht längere Zeit vorher getötet haben.

Die Motivierung der Einkleidung in die Roßhaut durch eine ärztliche Vorschrift ist in mehr als einer Beziehung ein glücklicher Griff. Gehört sie dem Dichter, so beweist er durch ihre Einführung bemerkenswerte dramatische Begabung. Die Züchtigung bis aufs Blut und ihre Verschärfung durch die den Schmerz der Wunden aufs äußerste steigernde salzige Haut mußte auch nach mittelalterlichen Begriffen als roh und in ihrer Zweckmäßigkeit unsicher erscheinen, denn erlöst von ihrer Pein würde die gemäßhandelte Frau den Mann sicher gehaßt und auf Rache gebrütet haben. Als ärztliches Kurmittel verlor der Vorgang dagegen den Anstrich der brutalen Roheit, und der Humor des Dichters konnte sich in der Weise, wie ihn das niederdeutsche Spiel zeigt, entfalten. Ferner bedingt die Roßhaut als Züchtigungsmittel einen psychologischen Widerspruch in dem Auftreten des Ehemannes bei Schmitter. Dieser wird als gutmütig und muß als schwächlich in allen Stücken zurückweichend geschildert werden, damit die Herrschaft der Frau ins volle Licht treten kann. Wie steht aber mit dieser Gutmütigkeit in Einklang, daß er eine so brutale Züchtigung seiner Frau, ihren Tränen und Schmerzen Trotz bietend, gut heißt? Wie verträgt sich mit seiner nachgiebigen Schwäche die brutale Energie, mit der er die Strafe ausführt?

Bei dem niederdeutschen Dichter, der auch in den übrigen Szenen psychologischen Beobachtungssinn verrät, beharrt folgerichtig der Ehemann in seiner gutmütigen Schwäche, er beklagt seine Frau voll herzlichen Mitgeföhls, als sie in die Roßhaut gelegt wird, aber er hilft trotzdem sie hineinzwingen. Und das ist kein Widerspruch in seinem Auftreten. Denn eine bittere Arznei oder eine harte Kur, die der Arzt vorgeschrieben hat, wird auch ein schwächerer und weichherziger Mensch seiner Frau oder seinem Kinde, sei es mit Güte, sei es mit Gewalt,

aufzwingen, so stark auch sein Mitgefühl in Anspruch genommen wird.

Das niederdeutsche Fastnachtspiel ist in folgenden zwei alten Drucken erhalten:

[A] Ein Schöne Spil, | wo men böse Frauwenß | främ maken kan. | [De] eyn böse wyff hadt, | De köpe my, dat is radt | He kan vth my leren | Wo se sich schal beferen. | [Holzschnitt: Mann und Frau mit Prügeln in der erhobenen rechten Hand, mit der Linken eine Hose fest haltend.] | Zwei Lagen, signiert A und B, zu je vier Blättern derselben Größe, wie in diesem Neudruck, zum Text ist eine Schwabacher (Petit) Letter verwendet. Ein mehrfach verletztes Exemplar in Tübingen. Als Ausfüllsel folgen dem Spiele mit der Überschrift Eyn oldt sprickwordt zwei Sprüche Eyn fram Frouwe und Wol dar hefft (Reimbüchlein v. 205 ff., 197 ff.).

[B] Ein körtwyllich | Spill, Wo men böse jrouwenß fraem ma= | ken schal. | [Holzschnitt: Mann und Frau mit Prügeln in der erhobenen linken Hand] | De ein böß Wyff hat, | De köpe my dat is radt. | He kan vth my lehren, | Wo se sich schal befehren. | Gedrückt, im Jahr 1641. | 2 Bogen fl. 8°. Exemplar in Rostock. Dem Fastnachtspiel folgen Bl. B v ff. Ein Recept, wo men böse Frouwenß fraem maken schal 58 V.; in Prosa Worümme ein Rörnemaker syne Frouwe schloech und Noch von einer kötelbeteschen Frouwen mit der Ruyfchere¹.

Der jüngere Druck ist keine treue Wiedergabe des älteren, sondern weicht an vielen Stellen in Schreibung und Wortlaut ab. Seine Abweichungen, von denen einzelne bessere Lesarten bieten, als die des älteren Druckes, sind in den Anmerkungen verzeichnet. Der Holzschnitt auf seinem Titelblatt — er ist in dem vorliegenden Neudruck wiedergegeben — ist hergestellt, indem der Holzschneider den des älteren Druckes auf seinen Holzstock

¹ Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1884, S. 43 f.

zeichnete und nachschnitt. Das Ergebnis war, daß der jüngere Holzschnitt ein Spiegelbild des älteren ist; freilich kein ganz treues. Auf dem älteren trägt der Bauer Schuhe, auf dem jüngern Stiefel.

Nach jenem ersten Druck (A) ist das Fastnachtspiel von Keller, dem der zweite nicht bekannt geworden war, in geänderter Schreibung in seinen Fastnachtspielen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Th. 2, S. 969—986, veröffentlicht worden.

Der in diesem Heft gegebene Abdruck desselben Exemplares gibt dasselbe bis auf die in den Anmerkungen verzeichneten Abweichungen buchstäblich treu wieder und bietet als Neudruck zum ersten Male einen lückenlosen Text, indem die verletzten Stellen des älteren Druckes aus dem jüngeren eingesetzt sind. Diesem sind der Holzschnitt des Titels — etwas verkleinert — und die durch kleinere Lettern kenntlich gemachten Buchstaben, Wörter und Verse im Titel und Texte (V. 1—25, 39 f., 61, 88 f., 95) entnommen.

Der älteren Ausgabe, die freilich in technischer Beziehung ihrem Drucker keine Ehre macht — *i* und *l*, *r* und *t* sind oft kaum zu unterscheiden — fehlt jede Angabe, wann und wo sie gedruckt ist. Die Vergleichung mit anderen in demselben Sammelbände, der sie enthält, befindlichen Drucken Ballhorns in Lübeck aus d. J. 1547 bis 1550 zeigt jedoch, daß sie aus derselben Offizin und derselben Zeit herrührt. Genauer die Zeit zu bestimmen, hilft vielleicht der Umstand, daß die Letter *ê* und überhaupt die größere Letter nicht zur Verwendung gekommen ist.

Die Sprachformen des Stückes bieten nur geringen Anhalt zur genaueren Bestimmung der Zeit, in welcher dasselbe entstanden ist. Die vollständige Durchführung des *a* für tonlanges *o*, die Reimverbindungen von *â* und *ô* sowie die mehrfache *e*-Apokope sprechen mehr für das

16. als für das Ende des 15. Jahrh. Daß, wenn nicht das ganze Stück, so doch mindestens die *Conclusio*, V. 452 ff., erst um die Mitte des 16. Jahrh. verfaßt ist, wird durch die Benutzung der Bibel von 1545 erwiesen, vgl. zu 472 f.

In der hier wiedergegebenen Fassung des ältesten erhaltenen Druckes bietet das Stück die schriftsprachlichen Wortformen seines Druckortes Lübeck, doch verraten seine Reime, daß die Heimat des Dichters wahrscheinlich auf dem linken Ufer des Niederrheins zwischen Geilenkirchen, München-Gladbach und Kempen zu suchen ist.

Es wird nötig sein, eine Zusammenstellung aller Reime zu geben, welche für die Lokalisierung des Gedichtes verwertbar oder überhaupt für seine Reimkunst lehrreich sind. Im Voraus ist zu bemerken, daß viele dieser Reime nur scheinbar, nicht in Wirklichkeit unrein sind. Die Orthographie der beiden, wie überhaupt der meisten Drucke des 16. Jahrh., lehnt sich noch vollständig an die alte mnd. Schreibung an, die der Aussprache des 16. Jahrh. vielfach nicht mehr entsprach. Die Dichter berücksichtigen diese allein, ohne Rücksicht auf die Schrift, welche die miteinander reimenden ähnlichen oder gleichen Laute oft sehr verschieden wiedergibt.

Tonlanges *o* ist stets zu *a*, das als Zwischenlaut zwischen *o* und *a* gesprochen wurde, geworden. *Palen* : *halen* 15; *baven* : *sagen* 45; *framen* : *râmen* 137; *kaken* : *staken* 275; *tagen* : *sagen* 370; *gebraken* : *raken* 434.

gût 'gut', dessen Vokal auch sonst in doppelter Aussprache, als \hat{o}^1 und \hat{u} , nachweisbar ist (Nd. Jahrb. 18, S. 152, 154), reimt 1) : *rât* (dessen \hat{a} in der Aussprache einem \hat{o} gleich oder ähnlich geworden sein muß) 480. 2) : *dôt* 'Tod' 19; : *nôt* 35; : *anstôt* 254; : *môt* 'muß' 453. 3) : *hût* 'Haut' 266.

\hat{o}^2 reimt mit \hat{u} in $\hat{u}t$: *grôt* 31; : *vordrôt* 105.

\hat{o}^1 reimt mit \hat{a} in $\hat{a}n$: *gân* 85; : *hân* 308; : *wân* 316; : *stân* 364. 402. Vgl. auch bei *gût*.

\hat{o}^1 : o^2 : \hat{o}^3 reimen untereinander: 19. 50. 123. 161. 238. 248. 292. 350. 386.

e : *i* reimen in *hen* : *in* 384; : *spinnen* 159; *vordrêten* : *to rîten* 222. (Es wird ursprünglich *hin*, *hinnen* und *vordriten* geheißen haben.)

\hat{o} und \hat{u} reimen mit *e* und *i* in *solen* : *spelen* 101; *yûw* : *mî* 297.

m und *n* reimen in *nam* : *an* 99; *sîn* : *Ysegrim* (mnl. *Jsegrijn*); *em* : *dôn* 103.

v und *g* reimen in *baven* : *sagen* 45; *slaven* : *vordragen* 87; *draven* : *behagen* 95.

Ferner finden sich die Reime *dôn* : *gesên* 336; *korn* : *varn* 191; *gewesen* : *ingeblåsen* 312; *besach* : *gaf* 264; *dach* : *af* 268; *hant* : *gank* 117; *suster* : *dochter* 334.

Der Übergang des tonlangen *o* zu *a* findet sich in Schriften des 15. und 16. Jahrh. sowohl auf niedersächsischem wie niederfränkischem Boden. Hier wie dort war wahrscheinlich damals schon die Aussprache mit ihm verbunden, welche die Mundarten heute meist für ihn bieten, nämlich ein Zwischenlaut zwischen *a* und *o* ohne oder mit nachschlagendem *a*. Sein niederfränkisches Gebiet war nicht sehr groß, es beschränkte sich auf den Niederrhein und einen Teil der Niederlande. Sehr weit war er aber über Niedersachsen verbreitet. Das Gebiet der aus ihm entwickelten Laute erstreckt sich über die deutschen Randländer der Nord- und Ostsee vom Norden Ostfrieslands bis Ostpreußen und schloß ehemals auch die baltischen deutschen Städte ein. Südlich reicht es von der Nordseeküste bis Quakenbrück, zum Dümmersee, Minden, der Nordgrenze des mik-Gebietes (dem Hannover, Celle, Öbisfelde, Neuhaldensleben zugehören). Rechts der Elbe erstreckt es sich bis zur niederdeutschen Sprachscheide.

Innerhalb dieses großen Gebietes ist keine Mundart nachweisbar, aus der sich die \hat{o} - und die anderen Reime

des Spieles erklären lassen. Ganz anders, wenn der Niederrhein als Heimat des Dichters angenommen wird. Das aus tonlosem *o* entstandene *oa* oder offene *o* wird im Sprachatlas (Karte gebrochen und kochen) hier angegeben. Daß hier in mnd. Zeit *a* geschrieben ist, wird von Franck, AfdAlt. 8, S. 317, vermerkt, vgl. auch Weinhold, Mhd. Gramm. § 67.

Nach dem Sprachatlas heißen hier ferner in einem Bezirke, der links des Rheines die Stadtgebiete von Straelen, Kempen, Dülken, Gladbach, Geilenkirchen, rechts Werden, Elberfeld, Remscheidt umfaßt, groß und Brot (mit \hat{o}^2) *gruet*, *bruet*. Vgl. Anzeiger 19, 347. Das stimmt zu den Reimen $\hat{o}^2 : \hat{u}$ V. 31 und 105.

Niederrheinische Reime *ch : f* belegt Weinhold § 238, *g : v* § 224, *m : n* § 218, *nk : nt* § 219. Sogar der Reim *süster : dochter* 334 wird verständlich, wenn man beachtet, daß in Geilenkirchen usw. die Schwester *Söster* heißt. Bezüglich des Reims *st : ch* vgl. Weinhold § 208, S. 203.

Eine Besonderheit sind die Reime $\hat{o}^1 : \hat{a}$. Die älteren mnd. Dichter, deren \hat{o} -Reime Nd. Jahrb. 18, 141 ff., untersucht sind, haben diese Reime gemieden, nicht ein einziges Beispiel findet sich bei ihnen. Bei Burkhard Waldis sind sie freilich häufig, sowohl im Verlor. Sohn wie in seinem hochdeutschen Esop, aber er war auch kein Niedersachse, sondern ein Hesse aus Allendorf, und in Hessen wie überhaupt im späteren Mitteldeutsch sind diese Reime gar nicht selten, vgl. Weinhold, § 90.

Die Abweichungen des hier gebotenen Neudruckes von der Ballhornschen Ausgabe beschränken sich auf die Verbesserung der in dieser sich findenden unzweifelhaften Druckfehler, auf die Regelung der Worttrennung in einigen Fällen und auf die Hinzufügung einer sinngemäßen Interpunktion.

Die Interpunktion des Originaldruckes bietet zweimal 170 *Wo nu wiff?* 358 *Wo hiffet wiff?* das Fragezeichen.

Außer diesem finden sich Punkte und Kommata, beide sind aber nicht sinngemäß gesetzt, sondern sie stehen am Ende der einzelnen Verse und wechseln miteinander ab, so daß einmal ein Komma, dann ein Punkt, dann wieder ein Komma den Vers schließt. Die Ausnahmen von dieser Regel ergeben sich deutlich als Druckversehen, oder wenn überhaupt zu Schluß des Verses ein Zeichen fehlt, infolge mangelnden Raumes bei sehr langen Zeilen.

In typographischer Beziehung ist noch zu bemerken, daß für den Buchstaben ũ einigemal ũ im Original erscheint. Die Verschiedenheit der nicht immer deutlich voneinander sich unterscheidenden Lettern beruht auf einem typotechnischen Grunde und ist ohne phonologische Bedeutung, wie sich daraus ergibt, daß in denselben Wörtern bald dieses, bald jenes Zeichen sich findet.

Im Neudrucke ist der Szenenwechsel durch leere Spatien hervorgehoben. Im Originaldruck ist derselbe durch nichts kenntlich gemacht.

Bauernbetrügerei.

Das beliebteste Thema, welches die dramatischen Dichter des 16. und 17. Jahrh. in ihren niederdeutschen Zwischenspielen behandeln, ist der Gegensatz zwischen dem gesitteten Städter und dem rohen, tölpelhaften Bauern. Der Dichter des Spiels von der Bauernbetrügerei hält sich von den maßlosen Übertreibungen, welche die spätere Zeit liebte und die bereits im Röbeler Spiele sich geltend machen, ziemlich frei und führt sein Thema in eigentümlicher Weise aus. Er läßt zwei Bauern auftreten, die sich über die Städter lustig machen, weil sie so dumm seien, daß man sie mit Leichtigkeit betrügen könne.

Dem Stück fehlt eine fortschreitende Handlung vollständig, es ist ein einfacher Dialog, gerade wie das Spiel des Nicolaus Mercatoris.